

Zuflucht beim gefährlichen Dritten

Wenn der Verzicht auf Nachwuchs Erlösung bringt: Regina Toepfer geht der Elternschaft im Mittelalter nach und schlägt überzeugende Bögen zur Gegenwart.

Von Kerstin Maria Pahl

Es soll keiner sagen, germanistische Mediävistik sei dröge. Wer Regina Toepfers Buch „Kinderlosigkeit“ zur Hand nimmt, lernt etwas über Bikini-Medizin, Samens(p)ender und Wallfahrten, die zum Zweck der Reproduktion stattfinden. Mittelalterliche Konzepte der Unfruchtbarkeit werden auf ihre Langlebigkeit bis ins 21. Jahrhundert hinein abgeklopft. Tenor: Es gibt wenig Neues unter der OP-Leuchte – und das ist ziemlich faszinierend.

In die Falle mehrwertfreier Analogiebildung tappt Toepfer nur selten. Ihre „historisierende Komparatistik“ zielt weder auf einen Vergleich noch auf eine Entwicklungsgeschichte, sondern auf „einen Dialog zwischen heutigen Rezipientinnen und Rezipienten und vormodernen Texten“. Der gelingt meistens ausgezeichnet, obwohl die Grundannahme, dass Kinderlosigkeit kulturell konstruiert sei, zunächst konventionell postmodern daherkommt. Zwölf quellengesättigte, leichtgängig geschriebene Kapitel untermauern diese These. An den Diskursen der Zeit, von der Theologie bis zur Dämonologie, zeigen sich die vorherrschenden Erwartungen. Im Recht gibt es mit der „Anwünschung“ eine Frühform der Adoption. Der vergebliche Wunsch, Mutter zu werden, gilt als Scheidungsgrund. Keine Mixtur aus Hasenmist und Elfenbein ist zu wunderbar, sie hoffnungsvollen Wunscheltern nicht anzupreisen. Besonders schwerwiegend ist, damals wie heute, die Intervention eines Experten: „Erst durch dessen Urteil wird aus einer sozialen Situation, einem Leben ohne Kinder, eine medizinische Indikation.“

Dieser gegenwärtig in der Forschung nicht wegzudenkende Wissensgeschichte folgt der Entwurf einer „Typologie von sieben Narrativen, die den literarischen

Geschichten über Kinderlosigkeit im Mittelalter zugrunde liegen“. Oder: Eine klassische Erzählanalyse zeigt auf vielfältige Weise, dass Nachwuchs der Casus Knacksus, wenn auch nicht immer das Ziel ist. Für manche Gläubige geht Frömmigkeit vor Fruchtbarkeit. Nebeneffekt: Die Kirche kann auf das Erbe hoffen. Die Jünger Jesu und die Ritter der Tafelrunde legen mehr Wert auf Gleichgesinnte als auf biologische Verwandtschaft. In der ständischen Gesellschaft des Mittelalters bleibt vor allem adeligen Männern keine Wahl: Verlangt das Land nach einem Erbfolger, muss auch ein Fortpflanzungsfeind ran. Wer dagegen vom Kinderwunsch nicht abzubringen ist, vertraut auf „göttliche Hilfe“ oder auf „gefährliche Dritte“ als Samenlieferanten.

Ein grundlegender Wandel, so eine der Kernaussagen, vollzieht sich mit der Reformation. Die „religiöse Fruchtbarkeitspropaganda“ der Protestanten macht Schluss mit der antiken und mittelalterlichen Wertschätzung der Kinderfreiheit. Die Hingabe an Gott und die Gelehrsamkeit treten hinter die Familie zurück.

Die mit den historischen Betrachtungen verflochtenen Seitenblicke auf das Hier und Heute sind oft so überzeugend wie amüsant: „Sowohl die ökologisch motivierte Kinderlosigkeit der Gegenwart als auch die religiös motivierte Kinderlosigkeit der Vergangenheit sind von einer Endzeitstimmung getragen, bei der ein Verzicht auf Reproduktion Erlösung bringen soll.“

Allerdings sind die Ausführungen nicht von gleicher argumentativer Stärke. Den analytisch ausgefeilten, kurzweiligen Passagen zur „keuschen Ehe“ und „mystischen Mutterschaft“ stehen die eher einer Ansammlung von Inhaltsangaben gleichenden Abschnitte zu biblischen Geschichten gegenüber. Gefühle, ein zentrales Element des Themas, hätten eine systematischere Betrachtung verdient. Manche Parallelen kann man ziehen, muss es aber nicht. Mit Abstraktion lässt sich der spätantike Prediger Johannes Chrysostomos (4. Jh. n. Chr.) mit dem amerikanischen Queer-Forscher Lee Edelman vergleichen: „Beide verlangen, sich der reproduktiven Norm zu verweigern, doch verspricht der eine dafür einen innerweltlichen, radikal gegenwärtig gedachten Lustgewinn, der andere auf die religiöse Zukunft bezogenes, ewiges Heil.“ Auf einer solchen Ebene lässt sich alles mit allem irgendwie in Beziehung setzen.

Dem Debattenaffen geben diese Gegenüberstellungen ausreichend Zucker. Fruchtbarkeit sei „eine eigene Identitätskategorie“, bezeuge sie doch die Norm im



Kinderlose Randfigur: Hanna weint neben ihrem Mann Elkana und dessen zweiter Frau Peninna, Miniatur aus der Kötthener Historienbibel, um 1475

Abb. aus dem bespr. Band

tematischere Betrachtung verdient. Manche Parallelen kann man ziehen, muss es aber nicht. Mit Abstraktion lässt sich der spätantike Prediger Johannes Chrysostomos (4. Jh. n. Chr.) mit dem amerikanischen Queer-Forscher Lee Edelman vergleichen: „Beide verlangen, sich der reproduktiven Norm zu verweigern, doch verspricht der eine dafür einen innerweltlichen, radikal gegenwärtig gedachten Lustgewinn, der andere auf die religiöse Zukunft bezogenes, ewiges Heil.“ Auf einer solchen Ebene lässt sich alles mit allem irgendwie in Beziehung setzen.

Dem Debattenaffen geben diese Gegenüberstellungen ausreichend Zucker. Fruchtbarkeit sei „eine eigene Identitätskategorie“, bezeuge sie doch die Norm im

vermeintlichen Normalzustand. Fehlt der Nachwuchs mache Menschen zu Mängelwesen, obwohl sich die „fertile Identität“ im Laufe eines Lebens ändern könne. Darauf verweist die Autorin mit der eigenen Schreibweise von „Un*fruchtbarkeit“. Das „Fertilitätssternchen“ dient als Signal: Hier wird normativitätskritisch analysiert. So fehlt von Michel Foucault bis Judith Butler auch kein Kritiker von Diskurskräften und Ordnungsmustern. Die Lektüre zeigt allerdings, dass sich der Erkenntnisgewinn dieser dem Zeitgeschehen geschuldeten Spielerei im Rahmen hält. Ein Grund ist Toepfers Entscheidung, Kinderlosigkeit und Unfruchtbarkeit, „da keiner der Begriffe vordiskursiv denkbar ist“, nicht in einen sozialen und

einen biologischen Sachverhalt zu unterteilen. So sinnvoll das für die historischen Quellen erscheint, macht das heutige medizinische Wissen eine solche Verquickung untauglich: Keine Kinder zu bekommen ist, bei allem Verständnis für die Macht der Struktur, etwas anderes, als keine bekommen zu können.

Am Ende sind aber selbst die Schwächen des Buches eine Stärke, lassen die Ausführungen einen doch trefflich ins Nachdenken kommen. Teile der Geschichte müssten neu geschrieben werden, argumentiert die Autorin: Reichszentralisierungen und großzügige Schenkungen erscheinen in neuem Licht, ziehe man Kinderlosigkeit als Motivation für politische Entscheidungen konsequent in Be-

tracht. Gilt das auch, fragt sich der Leser, für dynastielose Demokratien? Werden künftige Historiker nachwuchsfreie Staatenlenker besonders in den Blick nehmen? Doch selbst wenn das zu weit gedacht ist, erweist sich die „vergleichende Un*fruchtbarkeitsforschung“ als – Vor-sicht: Analogie – sehr produktiv.

Regina Toepfer: „Kinderlosigkeit“. Ersenhte, verweigerte und bereute Elternschaft im Mittelalter.
J. B. Metzler Verlag, Berlin 2020. 510 S., Abb., geb., 29,99 €.

Glasperlen für den VW-Käfer

Nach französischem Vorbild: Ein stattlicher Sammelband bündelt viele Facetten einer Globalgeschichte Deutschlands.

Von Jakob Vogel

Die Globalgeschichte ist in die Jahre gekommen. Verband man mit ihr einst noch den Versuch einer radikalen Abkehr von westlichen Meistererzählungen und die „Provinzialisierung“ Europas, so scheint sie heute das Alter der großen staatstragenden Sammelbände erreicht zu haben. Dieser Eindruck drängt sich zumindest auf, wenn man den schwergewichtigen Band betrachtet, mit dem Herausgeber Andreas Fahrmeir die Globalgeschichte Deutschlands präsentiert.

Doch ist das Anliegen subtiler, will das Buch doch, wie Fahrmeir im Vorwort unterstreicht, bewusst keine neue, nun global gewendete Meistererzählung der klassischen Nationalgeschichte bieten. Die Essays der 172 Historiker, Kulturwissenschaftler und Publizisten sollen globale Perspektiven auf mehr oder weniger bekannte Daten der deutschen Geschichte werfen, „teils mit vollem Ernst, teils mit einem kleinen Augenzwinkern“, wie der Herausgeber betont.

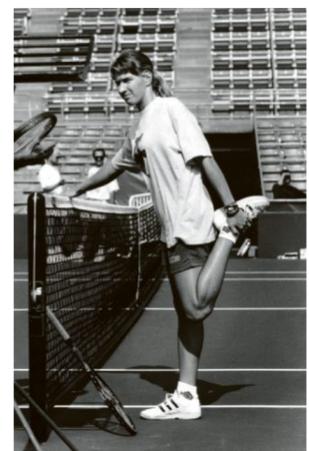
Den ironisch gebrochenen Blick illustriert schon der Einband des Werkes: Er zeigt das Erfolgsmodell des Wirtschaftswunders, den VW-Käfer, in einem bunten, mit Glasperlen geschmückten Outfit, das acht Künstler der mexikanischen Huicholen für das Völkerkundemuseum in Mexiko-Stadt gestaltet haben. Das Inhalts- und Autorenverzeichnis zeigt, dass das Anliegen des Bandes aber auch ein ernstes ist, versammelt es doch imposant viel deutsche Gelehrsamkeit.

Vorbild für das ehrgeizige Vorhaben ist die „Histoire mondiale de la France“, die 2017 in Paris von Historikern um Patrick Boucheron herausgegeben wurde. Übernommen wurde insbesondere die Orientierung am klassischen Datenkanon und damit die chronologische Gliederung des Bandes. Dem deutschen Unternehmen fehlt das explizit politische Anliegen, das Boucheron und seine Mitstreiter im Vorfeld des Präsidentenwahlkampfes antrieb, mit ihrer Globalgeschichte Frankreichs einen Gegenentwurf zur traditionellen Geschichtserzählung der in den Medien tonangebenden Rechten zu präsentieren.

Dass jedoch auch hierzulande der Blick auf die transnationalen Verwicklungen

gen der deutschen Geschichte anregende Perspektiven eröffnet, zeigen etliche Artikel, die neue Schlaglichter auf bekannte Themen werfen. Hartmut Leppin etwa präsentiert in seinem Beitrag das spätantike Trier als Außenposten der römischen Mittelmeerwelt, während Johannes Fried die Gesandtschaft Karls des Großen zu dem Abbasiden-Kalifen Harūn al-Rasīd aus dem Jahr 797 in Erinnerung ruft.

Die Autoren vermeiden es, in den Strudel der klassischen Nationalgeschichte zu geraten. Uwe Walter etwa weist in seinem Text über die Varusschlacht darauf hin, dass „die Germanen“ weder in der Antike eine Einheit bildeten noch als Ursprungsmythos für das heutige Deutschland taugen. Umso mehr verwundert es, wenn in



Als deutsche Tennisspieler noch Sportgeschichte schrieben: Steffi Graf 1992 beim Grand Slam in New York. Foto Getty

der Einleitung zu dem entsprechenden Abschnitt das Mittelalter plakativ als eine Zeit der „Abkehr von globalen Verbindungen“ charakterisiert wird, obwohl die einzelnen Essays eher das Gegenteil zeigen.

Überhaupt hätte man sich in den Zwischentexten etwas mehr Übersicht gewünscht. Hier verschwinden recht schnell die Anführungszeichen für jenes titelgebende „Deutschland“, das bis zur Nationalstaatsgründung von 1871 nicht über eine eigene staatliche Einheit verfügte. Allzu flott wird etwa der Abschnitt zur Frühen Neuzeit mit dem Titel „Ein Land im Aufbruch“ überschrieben, obgleich in diesen Jahrhunderten noch das Heilige Römische Reich Deutscher Nation über die deutschen Länder regierte.

Sieht man von solchen Ausrutschern ab, bieten die Beiträge instruktive Einblicke in die verwickelten Geschichten, in denen sich über die Jahrhunderte hinweg eine „deutsche“ Bildwelt oder Kul-

tur herausbildete. So beschreibt etwa Gabriele Annas, wie das emblematische Bild des blutrünstigen Fürsten Vlad III. Dracula im Umfeld des ungarischen Hofes entstand, das dann die „Deutschen Berichte“ als Inkarnation des Bösen in Europa verbreitete. Eine begrüßenswerte Neuerung gegenüber dem französischen Vorbild sind jene Texte, welche die Verflechtungen des vielgestaltigen Deutschlands mit einzelnen Nachbarländern präsentieren. Polen, Böhmen, Italien, Burgund, das Elsass oder auch Österreich erweisen sich so gleichsam als Teil der deutschen Geschichte und als Orte der Abgrenzung von ihr.

Etwas leichtfüßiger wirkt der Band in den späteren Abschnitten, wenn er sich dem zwanzigsten Jahrhundert und der Zeitgeschichte nähert. Verpassen sollte der Leser nicht den Text über Sarah Austin, die im frühen neunzehnten Jahrhundert Goethe und seine Literatur der englischsprachigen Welt vermittelte, den Artikel von Hermann Hiery zur deutschen Auswanderung nach Australien und in den Pazifik sowie den Beitrag von Marita Krauss über Lola Montez, die Geliebte des bayerischen Königs Ludwig I. (F.A.Z. vom 10. November). Während die Beiträge zum zwanzigsten Jahrhundert lohnenswert sind, landet man im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert erschöpft bei Corona und einem Text über den neuen Berliner Flughafen, dessen Eröffnungsdatum hier noch mit „20XX“ angegeben wird.

Nicht alle Einträge werden dem Anspruch an eine transnationale Geschichte gerecht. Gekonnt gelingt dies Margit Szöllösi-Janze in ihrem Artikel über Fritz Haber, dessen Erfindungen zur Ammoniaksynthese die Autorin in ihren interkontinentalen Verflechtungen zwischen Deutschland, Chile, Großbritannien und den Vereinigten Staaten präsentiert. Eher enttäuschend sind dagegen die Beiträge zu den Größen der deutschen Geistesgeschichte Friedrich Nietzsche, Rudolf Steiner oder Theodor Mommsen, die kaum über traditionelle nationale Perspektiven hinauskommen.

Auch wenn der Band nicht überall sein Ziel erreicht, präsentiert er in seiner Fülle ein offeneres Bild der deutschen Vergangenheiten als die engen Nationalgeschichten früherer Zeiten. Das taugt nicht zur staatstragenden Geschichtserzählung, macht den Band aber umso mehr zu einem kurzweiligen Lesebuch unserer Zeit.

Andreas Fahrmeir: (Hrsg.): „Deutschland“. Globalgeschichte einer Nation.
C. H. Beck Verlag, München 2020. 936 S., Abb., geb., 39,95 €.

Wie geht eigentlich Erfolg?

BESTSELLER-AUTORIN

Constanze Kleis hat sich in diesem kleinen Buch die acht größten Karrieremythen vorgenommen, sie gründlich geprüft und dabei entdeckt: Erfolg geht auch anders als gedacht.



Constanze Kleis
Das kleine Buch der großen Mythen: Karriere
10,00 € · ISBN 978-3-96251-085-5
Überall im Buchhandel erhältlich.



www.fazbuch.de · 0711-7899 2044 · faz@knv-zeitfracht.de